Der Kronprinz bei den Siegern vom Argonnenwald.

Kronprinz-Erlebnisse in den Argonnen.

Unsere Feldzeitungen bringen bei Gelegenheit ihrer Berichte die Kriegserlebnisse der deutschen Kronprinzen und der Welt zu Ohren. Man pflegt und die Kämpfe die Gläser in die Welt, „das Herz des Kronprinzen hatte Kummer angegriffen,“ oder es ist ihm „nicht gelungen, irgendwo greifbare Resultate zu erzielen“. Der Kronprinz, den die Deutschen unternommen, habe „mit einem neuen Mißerfolg geendet“.

Auf den, der mit eigenen Augen an Ort und Stelle die bewundernswerten Strategien Operationen Überblick hat, bleibt die verblüffende Kaltblütigkeit solcher Feststellungen unerklärlich. Sie wäre komisch, wenn sie nicht so niederträchtig wäre. Zur selben Zeit, da der Lügenartikel der Times in alle Länder gedreht und gefunkt wurde, wohnte ich im Argonnerwalde den schönen, ernsten Siegesfeiern bei, die den Kronprinz personalisierte (und über die schon telegraphisch berichtet wurde). Schade, daß das Londoner Blatt nicht auch hierüber einen Bericht verbreitet hat!

Es war ein trüber Tag. Um so stärker und tiefergreifend war der Eindruck dieses schlichten Festaktes unmittelbar hinter der Front, unter dem Getöse der Geschütze, in nächster Nachbarschaft der Schützengräben. Dicht neben dem freien, ein wenig bergan fliehenden Platze, wo er stattfand, hat in der vergangenen Woche eine französische Granate ihren Besuch abgestattet und eine dicke, alte Eiche zersplittert. Als bei dem Dank-Feldgottesdienst der Divisionspfarrer den Segen sprach, als die Fahnen sich senkten und im leisen Winde ein wenig bewegten, als rings im weiten Kreise die Versammelten den Helm abnahmen und der uralte Spruch der Weihe zu ihnen klang: „Der Herr lasse sein Antlitz leuchten über Euch“ — hörte man deutlich, wie mit ziehendem Surren die Geschosse unserer Batterien weiter vorn ihre Luftreise zum Feinde antraten. Das war keine Stunde lauten Jubels, sondern stiller Einkehr und Sammlung. Der graue Himmel gab dazu die rechte Stimmung.

Zu ihm paßte die Farbe der feldgrauen Massen, die ringsum aufmarschirt waren: die Abordnungen der Truppentheile, die den Erfolg am 13. Juli erkungen hatten. Sie schmiegten sich in das dunkle Grün des Waldes, und auch in den Zweigen der dichten Baumwände, die den Platz umrahmen, tauchten graue Gestalten auf: Soldaten aus allen Regimentern, die in der Nähe in Reserve standen und der Feier ungeladen zuschauen wollten. Aus diesem gedämpften Akkord aber leuchteten die rothen Streifen der Generale, leuchtete das Blau und Gelb der Fahnen und, hinter der Kanzel, das große Kreuz aus weißem Birkenholz, das dort an den brauenen Stamm einer Eiche geheftet war.

Welch eine Gottesdienst-Gemeinde! Alle diese Männer haben seit langen Monaten tagtäglich dem Tod ins Auge gesehen, werden Morgen wieder ihr Leben auf's Spiel setzen, ohne mit der Wimper zu zucken. An ihren Stiefeln ist noch der Lehm der Gräben, an ihren Uniformen der Staub und Schmutz der Erdhöhlen, an ihren Händen, und wenn sie sie heute früh auch noch so rabiat gewaschen haben, kleben die Spuren der Gewehre und Handgranaten. Was für Gedanken mögen ihnen durch's Hirn ziehen, da die Worte der Schrift und die Sätze des Predigers sie an das Walten der unerforschlichen Macht mahnen, die unser Schicksal bestimmt! Das Niederländische Dankgebet ertönt — man hat es schon so oft vernommen, daß es schon zuviel werden wollte; aber wenn diese Männer nun an dieser Stelle im Chore den Vers singen:

Da Streite zur Seite ist Gott uns gestanden,
Er wollte, es sollte das Recht siegreich sein.
Da ward, kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen,
Du, Gott, warst ja mit uns, der Sieg, er war Dein —

so erhält plötzlich jedes Wort inneres Leben und ergreifende Bedeutung. Man braucht wohl nicht sentimental zu sein, um dabei etwas Schnürendes im Halse zu fühlen ....

Dann aber kam der militärische Theil der Feierstunde: die Vertheilung der Eisernen Kreuze durch den Kronprinzen. In langem, immer wieder umbiegenden Kreise waren die tapferen Jungens aufgestellt, die sich im Sturm auf „Höhe 285“ und auf „La fille morte“ dies Ehrenzeichen erworben hatten. Es sind nicht weniger als 450, und jeder erhält den Orden vom Thronerben selbst in die Hand gedrückt, bei jedem ergiebt sich ein kurzes Gespräch.

„Ich danke Eurer Kaiserlichen Hoheit!“ sagt jeder einzelne mit lauter Stimme, als er das kleine, viereckige Briefchen mit Kreuz und Band bekommen hat. Und mit unermüdlicher, frischer und temperamentvoller Liebenswürdigkeit plaudert der Kronprinz mit den einzelnen. Keiner wird übergangen. Jeder erhält den festen Blick in die Augen und zumindest ein freundliches Wort. In knappem Hin und Her entwickeln sich die freiesten, hübschesten Dialoge.

„Woher sind Sie denn?“
— „Aus Mühlhausen in Thüringen, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Verheirathet?“
— „Nee, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Na, das kommt nach dem Kriege.“
— „Das weiß 'ch noch nich.“
„Was sind Sie?“
— „Volksschullehrer, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Wer vertritt Sie denn?“
— „Eine Dame, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Kann sie was?“
— „Kann ich von hier aus schlecht beurtheilen, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Sie lassen sich wohl 'n Vollbart stehen?“
— „Der Friseur war heute Morgen nicht gekommen, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Wie heißen Sie?“
— „Müller, Eure Kaiserliche Hoheit!“
„Wie wurdest in der Kompagnie?“
— „Kommer 3, Kaiserliche Hoheit.“
„Na, im Regiment?“
— „Das kann mer nich sagen, Kaiserliche Hoheit.“

Ein zweiter bärtiger, schon ein wenig ergrauter Landwehrmann kommen an die Reihe. Wie ist ihnen geht? Ist sie Nachricht aus der Heimath bekommen? Ist die Kinder gesund sind?

Ein Kriegsfreiwilliger erhält das Kreuz erster Klasse.

„Was haben Sie denn gemacht?“
— „Ich habe zwei Gefangene erobert, Kaiserliche Hoheit!“ Und nun muß er erzählen, wie das zugegangen ist. Ganz einfach erzählt er; aber es ist gerade dadurch wie eine Episode aus einem modernen Heldengedicht.

„Woher sind Sie denn?“
— „Aus Ingolstadt, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Sehnsucht nach Hause?“
— „Na, schon, Kaiserliche Hoheit.“
„Der Mann soll mal Urlaub bekommen. Nicht wahr, Exzellenz?“ Die daneben stehende Exzellenz nickt. Der Ingolstädter strahlt übers ganze Gesicht.

„Was sind Sie?“
— „Bergmann aus Gelsenkirchen, Eure Kaiserliche Hoheit.“
„Na, die Luft ist hier besser, was?“
— „Das soll ich wohl glauben, hier im Walde, Eure Kaiserliche Hoheit.“

Nun geht's zu den Pionieren, die den Hauptantheil am Siege des 13. Juli hatten.

„Da bin ich ja bei den Richtigen! Was sind Sie denn sonst?“
— „Schauspieler am Kurtheater in Ems, Kaiserliche Hoheit.“
„Und Sie?“
— „Zivilingenieur, Kaiserliche Hoheit.“

So ist es: das ganze Deutschland ist hier in Vertretern versammelt, alle Berufe, alle Stände, alle Stämme, alle Mundarten.

„Wie war es denn?“ geht die Frage an den dritten Pionier.

„Na, erst kamen die Minen. Das hat uns schon viel Spaß gemacht. Aber dann ging's erst los mit die Handgranaten. Da haben wir denn feste geschleudert. Unser Leutnant warf die erste auf vier Franzosen, die waren gleich weg.“

„Und Sie, was haben Sie denn gemacht?“
— „Da war in einem Graben ein französischer Offizier an einem Maschinengewehr, der schoß jeden nieder, der in den Graben kam. Da hab' ich ihm eine Handgranate an den Kopf geworfen. Da war er erledigt.“

„Was haben Sie denn zu erzählen?“
— „Es ging alles furchtbar schleunig vonstatten, Kaiserliche Hoheit.“

Manche sind natürlich tödlich verlegen und stottern die unglücklichsten Titel heraus:

— „Danke, Eure Kaiserliche Hoheit Ober — — Eure Kaiserliche Ober —“

„Na, lassen Sie man! Immer gesund geblieben?“
— „Jawohl, immer kerngesund, Eure Ober — Eure Königliche — — —“

Einer wirft vor Erregung dem Kommandirenden General, der dem Kronprinzen folgt, das schwere Gewehr über die Füße. Denn die Generale treten nun heran und gratuliren den Leuten mit Händedruck. Und die Offiziere der Stäbe kommen hinzu und helfen ihnen, das Band durch das Knopfloch schlingen, was eines besonderen Kunstgriffes bedarf. Nie werden die Männer diese schlichte Zeremonie vergessen — und hoffentlich können sie sich alle noch lange Jahre froh daran erinnern!

Jugendlich, elastisch, lächelnd und wahrhaft kameradschaftlich waltet der Kronprinz seines Amtes. Man sieht es den Leuten an, wie sehr seine Herzlichkeit und soldatische Munterkeit sie beglückt. Und als nun der Vorbeimarsch bei klingender Musik kommt, da schmeißen sie die Beine, daß es nur so eine Art hat. Der Parademarsch hat sonst im Felde nicht viel zu suchen — aber heute wird er wieder hervorgeholt. Und siehe: es klappt noch. Der Boden des Argonnenwaldes dröhnt vor diesen festen deutschen Tritten. Gestern und Morgen in der schweren Arbeit vorn am Feinde, heute bei der Feier des Sieges — sie thun ihre Pflicht, wo es auch sei, stroff und treu. Ob nach der Kasernenregel des Friedens, ob im Feuer — es gilt gleich. Sie wissen es: sie haben den Gegner geschlagen und zurückgedrängt. — Und sie werden ihn weiter bedrängen, er kann sich darauf verlassen. — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Diesen Bericht stelle ich der „Times“ zum Abdruck kostenlos zur Verfügung.

Dr. Max Osborn,
Kriegsberichterstatter

Unbekannte Werke von Millet. Vor einigen Monaten starb in Cherbourg ein Arzt, ein naher Verwandter von Millet, der eine reichhaltige Sammlung werthvoller, und bisher unbekannter Gemälde des berühmten Meisters hinterließ. Laut testamentarischer Verfügung des Verstorbenen wurde diese Sammung zur Erinnerung an Millet, der im Jahre 1814 in der Nähe von Cherbourg geboren war, der Stadt Cherbourg vermacht. Wie der „Figaro“ schreibt, befinden sich unter den Gemälden eine größere Anzahl von Bildnissen aus dem Familien- und Freundeskreise Millets, außerdem Landschaften, Genrebilder und ein meisterhaft gemaltes Seestück. Ein besonderes Interesse erweckt neben diesen Gemälden eine Originalzeichnung, die den in seinen Schöpfungen sonst so ernsten Meister von der humoristischen Seite zeigt. Diese Zeichnung, die eine Wöchnerin darstellt, die von ihren Gevatterinnen besucht wird, ist im Stil der alten Holländer aufgefaßt. Augenblicklich sind die Werke in Cherbourg zum Besten der französischen Verwundeten öffentlich ausgestellt.

Die Angriffs-Politik König Eduards VII.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ führt mit ihrer Veröffentlichung des Mitgeteilten aus belgischen Kreisen fort:

Im Jahre 1908 machte der Zusammenschluß Rußlands, Englands und Frankreichs weitere Fortschritte. Schon im Verlaufe des März sprach die russische Presse von der Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Deutschland, und es mehrten sich die Anzeichen, daß auf dem Balkan die Interessensphären Oesterreich-Ungarns mit Rußland schwierig geworden sei. Ganz Mal erfolgte der Besuch des Präsidenten der französischen Republik in England. Bei dieser Gelegenheit trat im Kampf der Zarbrin für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England ein. Den Anlaß dazu hatten die dem Königs und dem Präsidenten gesprochenen Toaste im Buckingham-Palaste gegeben. Der König hatte von entente permanente, bleibendem Einvernehmen, der Präsident von entente cordiale, festgeschmiedeten Einvernehmen, gesprochen, und die Forderung des Temps machte den Eindruck, als werde von Frankreich eine Bedingung für Verwirklichung dieser auf ein Bündnis hindeutenden Reden gestellt. Von epochemachender Bedeutung war der Besuch, den König Eduard am 9. Juni 1908 dem Zaren der Reval machte. Er bezweckte die Ausschaltung Oesterreich-Ungarns aus den Balkanangelegenheiten und hatte die revolutionäre Erhebung in der Türkei zur Folge. Der Revolution der Jungtürken folgte die Proklamation Bulgariens zum selbständigen Zarthum, Oesterreich-Ungarn vollzog die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, und damit trat plötzlich eine serbisch-österreichisch-ungarische Frage in den Vordergrund, in welcher die Ententemächte gegen Oesterreich-Ungarn Partei nahmen. Schon damals schien eine Weltkrisis kaum zu vermeiden. Daß sie trotzdem vermieden wurde, lag an dem entschlossenen Eintreten Deutschlands für Oesterreich-Ungarn und daran, daß Rußland sich noch nicht stark genug fühlte, die Rolle zu übernehmen, die ihm zugedacht war. Im März 1909 konnte die Gefahr als überwunden gelten. Am 9. Februar 1909 kam zwischen Deutschland und Frankreich ein Abkommen über Marokko zustande, in dem Deutschland die besonderen politischen Interessen Frankreichs anerkannte, während es anderseits die wirthschaftliche Bethätigung Deutschlands in Marokko sicherstellen sollte.

Es ist überaus lehrreich, die Haltung zu verfolgen, welche die belgischen Gesandten in dieser Zeit einhielten.

Die Selbstverherrlichung Delcassé's mit ihren verletzenden Anspielungen auf Deutschland, die schon Baron Greindl treffend gewürdigt hatte, veranlaßte Herrn Leghait in Paris, die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Neugruppirung der Mächte das Ergebnis eines umfassenden Programms sei, das in London wundervoll erdacht wurde. Baron Greindl aber spricht sich am 29. Januar dahin aus, daß die Rede Delcassé's deshalb Beifall gefunden habe, weil sie den geheimen Wünschen und den eingestandenen oder nicht eingestandenen Revanchegelüsten der Franzosen entsprach. Als der deutsche Reichstag die Herabsetzung der Lebensdauer unserer Kriegsschiffe von 25 auf 20 Jahre einstimmig annahm, zog Greindl daraus den Schluß, daß das deutsche Volk den Ernst der Feindseligkeit Englands einsehe und deshalb ohne Murren die Kosten dieser Reform auf sich genommen habe. „Kein Mensch — schreibt er — hat hier jemals den absurden und unausführbaren Gedanken eines Angriffs gegen England gehegt, aber alle Welt befürchtet einen englischen Angriff.“ Inzwischen machte das vertragswidrige Vorgehen Frankreichs in Marokko weitere Fortschritte. Baron Greindl durchschaut klar die Methode des französischen Vorgehens. Aus Anlaß des Weißbuches über Marokko weist er darauf hin, in wie flagrantem Gegensatz zu den humanitären Reden Frankreichs im Haag das Bombardement einer offenen Stadt wie Casablanca stehe. Die Unaufrichtigkeit der Politik Pichon's verurtheilt er bei dieser Gelegenheit mit folgenden Worten: „Zweifellos sah man in Paris vorher, daß dieses brutale Vorgehen nicht nur in Marokko, sondern in der ganzen mohammedanischen Welt eine fremdenfeindliche und vor allem antifranzösische Bewegung hervorrufen werde, die den gewünschten Vorwand zu einer Okkupation liefern sollte, die man zwar offiziell als eine vorübergehende bezeichnet, die man aber offenbar zu einer dauernden zu machen gedenkt. Am Quai d'Orsay ist man zu der Politik Herrn Delcassés zurückgekehrt, hat ihr aber noch dazu den Mantel der Heuchelei umgehängt. Doch selbst den beginnt man abzulegen.“ In einem Berichte vom 13. Mai 1908 sagte er bezüglich der Abgesandten Mulay Hafids, die damals in Berlin zum großen Aerger der Pariser Regierung eingetroffen waren: „Gleich zu Anfang haben die Abgesandten erklärt, daß Mulay Hafid sein Reich allen Europäern öffnen werde, die alle gleiche Rechte hätten. Ich frage mich, ob sie die europäische Politik so wenig kennen, um nicht zu wissen, daß Frankreich keine gleichen Rechte für alle will (wir haben das zu unserm Schaden bei der Ernennung des Direktors der öffentlichen Arbeiten erfahren) und befürchtet, daß das Land sich beruhigt, statt es zu wünschen, weil es ihm den Vorwand nehmen würde, den es sucht, um seine Eroberungspläne verwirklichen zu können.“ Die Stellungnahme der deutschen Politik diesem illoyalen Vorgehen Frankreichs gegenüber kennzeichnet er folgendermaßen: „Das Weißbuch zeugt von Anfang bis zu Ende von dem eifrigen Bestreben der Kaiserlichen Regierung, den unwahrscheinlichsten Behauptungen des Herrn Pichon und des französischen Botschafters in Berlin Glauben zu schenken, um nicht die marokkanische Frage erneut anschneiden zu müssen.“

Baron Greindl war in Beurtheilung der Marokkopolitik Frankreichs scharfsichtiger als sein Pariser Kollege, der in seinem Bericht vom 13. Januar 1909 die Versicherung Herrn Pichons stets annimmt, daß die Regierung weder ein Protektorat, noch die Machtstellung Marokkos wünsche (!), lenkten die Aufmerksamkeit der internationalen Vereinbarungen (!) und die Vorrechte, auf die sie Frankreich ein Recht geben. Ueber den Besuch des Präsidenten Fallières in England und die Rede, mit der Sir E. Grey das verstorbene Haupt König Eduards in Rußland als gänzlich unpolitisch verbittet, äußert sich Greindl am 30. Mai folgendermaßen:

Man mag es Allianz, Entente nennen, aber wie man will, die vom König von England persönlich eingeleitete Gruppirung der Mächte besteht, und wenn sie auch nicht eine direkte aber bestimmte Kriegsgefahr für Deutschland bedeutet (was zuviel gesagt wäre), so liegt in ihr nichtsdestoweniger eine Verringerung der Sicherheit. Die herkömmlichen friedlichen Versicherungen, die zweifellos auch in Reval wiederholt werden dürften, bedeuten recht wenig im Munde dreier Mächte, die eben erst, wie Rußland und England, wenn auch mit verschiedenem Erfolg, nur in dem Bestreben, sich zu vergrößern, ja ohne plausiblen Vorwand die Eroberungskriege in der Mandschurei und in Transvaal geführt haben, aber die wie Frankreich gerade jetzt zur Eroberung Marokkos schreiten unter Nichtachtung feierlicher Besprechungen und ohne andern Rechtstitel als die Uebertragung der Rechte Englands, die dieses selbst nicht besaß. Es sind dieselben Mächte, die im Verein mit den Vereinigten Staaten, die kaum ihren Raubkrieg gegen Spanien hinter sich haben, im Haag als Ultrapazifisten aufgetreten sind. Der Dreibund hat während 30 Jahren den Weltfrieden gesichert, weil er unter Führung Deutschlands stand, das mit der politischen Gliederung Europas zufrieden war. Die neue Gruppirung bedroht ihn, weil sie aus Mächten besteht, die eine Revision des Statusquo anstreben, und zwar in so hohem Grade, daß sie Gefühle jahrhundertelangen Hasses zum Schweigen gebracht haben, um diesen Wunsch verwirklichen zu können.

Daß die deutsche Politik sich über die Tragweite der englischen Pläne nicht täuschte, zeigen die Berichte Greindl's vom 12. Juni und 18. Juli. Der Staatssekretär v. Schön machte Greindl gegenüber kein Hehl daraus, daß er die englische Politik illoyal finde. Den Rücktritt des englischen Botschafters Sir Frank Lascelles, der sich durch 15jährige Thätigkeit in Berlin das Vertrauen des Kaisers und der deutschen Regierung erworben hatte, erklärte Baron Greindl dadurch, daß man in London diesen Vertreter einer Politik der Annäherung zwischen Deutschland und England als unbequem habe beseitigen wollen: „Der Eifer, den er entwickelt hat, um Mißverständnisse zu beseitigen, die er für töricht und für beide Reiche in hohem Grade nachtheilig hält, entspricht nicht den politischen Ansichten seines Herrschers.“ Noch schärfer urtheilt Greindl am 13. Februar 1909 über die englische Politik bei Gelegenheit des endlich erfolgten Besuches König Edward's in Berlin im Winter 1909. Er schreibt bei diesem Anlaß: „Der König von England versichert, daß die Erhaltung des Friedens immer das Ziel seiner Bemühungen gewesen sei; das hat er seit Beginn des erfolgreichen diplomatischen Feldzuges immer gesagt, den er in der Absicht geführt hat, Deutschland zu isoliren, aber es kann einem nicht entgehen, daß der Weltfrieden niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem der König von England ihn zu festigen trachtet. — — Der Besuch des Königs von England fällt mit einer erheblichen Vergrößerung des Marine-Budgets zusammen, mit dem Bau neuer Panzer vom Dreadnoughttyp und mit der Bildung des stärksten Geschwaders, das es je gegeben hat, und dessen Heimathhafen der Punkt in der Nordsee ist, der den deutschen Küsten räumlich am nächsten gelegen ist. Geschieht dies lediglich zum Schutz gegen einen etwaigen Angriff, den Deutschland gar nicht in der Lage ist, zu unternehmen?“

Die stetig weiter fortschreitende Verschärfung der Gegensätze läßt sich an der Hand aller Berichte Greindl's im Frühjahr 1909 verfolgen. Eine Parallele zwischen den Marinedebatten in der Budgetkomission des Reichstags und den Verhandlungen im englischen Unterhause führt ihn zu folgendem Schluß: „Ich möchte nur bemerken, wenn man die Redner hört, die in London erörtert haben, wie die englischen Seestreitkräfte beschaffen sein müssen, um jeder Gefahr gewachsen zu sein, man glauben könnte, daß außer Großbritannien Deutschland die einzige Macht ist, die überhaupt eine Kriegsmarine besitzt. Man hat von ihr gesprochen, als ob die anderen nicht existirten, und das einen Monat nach dem Besuch des Königs von England in Berlin, bei dem so herzliche Reden gewechselt wurden. Diese einseitige, geradezu hypnotische Furcht sagt mehr als die obligaten offiziellen Höflichkeiten, ohne die gewiß Grund zur Beunruhigung vorliegt, die aber an und für sich nicht das Geringste bedeuten. Nach wie vor besteht die angebliche Annäherung beider Länder in einem tiefen gegenseitigen Mißtrauen.“ Am 31. März schreibt er: „Die Verfassung der Gemüther in England erinnert an die in Frankreich während der Jahre 1866 bis 1870. Damals hielten sich die Franzosen für berechtigt, Deutschland an der Wiederherstellung seiner Einheit zu verhindern, weil sie darin eine Bedrohung der Vorherrschaft sahen, die Frankreich bis dahin auf dem Festland ausgeübt hatte. Ebenso betrachtet man heute in London die Weigerung, sich vertraglich dazu zu verpflichten, von der Gnade Englands abhängig zu bleiben, als einen unfreundlichen Akt und eine Bedrohung des Friedens.

Als im Oktober 1908 die englische und die französische Presse in höchste Aufregung über die Annexion von Bosnien und Herzegowina gerieth, war Herr Leghait in Sorgen, daß der Plan Iswolskis, auf einer neu hoe berufenen Konferenz den „Berliner Vertrag zu zerreißen“, die Unterstützung Frankreichs und Englands finden könnte. Die Sorge war unnöthig, aber Herr Leghait war einsichtig genug, zu erkennen, von welcher Seite die Gefahr drohte. Auch ein Bericht Baron Greindls vom 1. April 1909 zeigt, daß er es lediglich der mangelnden Kriegsbereitschaft Rußlands zuschreibt, wenn der Krieg damals nicht ausbrach, den die englische Politik in nächste Nähe rückte. Thatsächlich hat, als dank dem Eingreifen Deutschlands die Krisis überstanden wurde, die englische Regierung in Petersburg ernste Vorstellungen darüber erhoben, daß Rußland der Anregung des Berliner Kabinetts gefolgt war, die die Annexionsfrage aus der Welt schaffte.

Baron Greindl schreibt: „Es ist meiner Ansicht nach nicht zweifelhaft, daß Rußland und Frankreich von dem aufrichtigen Wunsch beseelt waren, einen allgemeinen europäischen Brand zu vermeiden. Rußland hat nichts von dem, was man zum Kriegführen braucht, und solange ihre englischen Freunde nicht in der Lage sind, ihnen auf dem Festland zu Hülfe zu kommen, sind die Franzosen weit entfernt davon, sich des Erfolges sicher zu fühlen. Aber so sehr man auch den Frieden wünschte, so hätte man ihn doch lieber anders gewährleistet gesehen. Der von Herrn Iswolsky und Sir Edward Grey ausgearbeitete Konferenzvorschlage, die Verhandlungen über einen Kollektivschritt in Wien und der ganze Meinungsaustausch zwischen London, Paris und Petersburg zielten ständig darauf hin, Oesterreich-Ungarn zu einem Vergleich zu zwingen, der einer Demüthigung sehr ähnlich gewesen wäre.“

Gleich zutreffend ist sein Urtheil über die Rolle, die Italien im Dreibunde spielt. (Bericht vom 17. April 1909.) „Seit recht langer Zeit giebt man sich weder in Berlin noch in Wien irgendwelchen Illusionen über den eventuellen Beistand Italiens hin. Der Quirinal ist gegen Frankreich und England Verpflichtungen eingegangen und kokettirt dauernd mit London und Paris. Trotzdem hält er am Dreibund fest als Garantie für die Treue der neuen Freunde, die ihm nur ein begrenztes Vertrauen einflößen; er behält sich dabei vor, sich auf die Seite des Stärkeren zu stellen, wie in Algeciras, wo er Frankreich und England unterstützte, und wie kürzlich in der Orientfrage, wo er sich schließlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn anschloß, nachdem er bis zum Augenblick, in dem erkennbar wurde, wo der Erfolg lag, eine zweideutige Haltung eingenommen hatte.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn behalten oder halten Italien im Dreibunde, weil sein offizieller Austritt eine Minderung an Prestige bedeuten würde, und auch weil man darin eine Möglichkeit sieht, es im Falle eines Konflikts nicht als Gegner zu haben; aber das ist Alles, was man von ihm erhofft.“

Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Zaren in den Finnländischen Schären am 17. Juni verstimmte sichtlich in Paris und noch mehr in London. Dazu bemerkt Greindl, daß man sich in Berlin über die Ergebnisse dieser Zusammenkunft keinen Illusionen hingebe. Offenbar habe die Entwicklung der Balkankrisis gezeigt, daß die Tripel-Entente Rußland keine genügende Stütze biete, um auf mindestens normale Beziehungen zu Deutschland verzichten zu können. Auch die Zusammenkunft des Zaren mit Fallières in Cherbourg, am 31. Juli 1909, stand unter dem Eindruck der Depression, die sich aus dieser Lage ergab. Der Bericht Archots, der damals Leghait in Paris vertrat, läßt darüber keinen Zweifel aufkommen. Er hatte den Eindruck, daß der Rausch der russisch-französischen Verbrüderung verflogen sei. Das war freilich ein Irrthum; jeder neue Anlaß, chauvinistische Hoffnungen aufzufrischen, mußte ihn auch zu neuer Gluth wieder anfachen, denn die Funken glühten unter der Asche fort und wurden sorgfältig gehegt.

Die Rettung Europa's.

Von **Felix Salten.**

Wien, 7. August.

Was ist nun ein erster Jahr, seit die Welt einst von rot her lerchenig wurde und in Todfucht aufbrach. Vielleicht wird es jetzt doch wieder zur Besinnung kommen.

Mitten war ein wenig zurück in die abenteuerlichen Geschichte dieses Jahres. Was für Tollheiten hat sie aufgetischt, was für heißhungrige Lüsten ist da gierig geschlürft, ist ihnen ins Herz und Hirn gesessen worden. Im vorigen September war's. Kurz Wochen erst nach dem Entwerfen des Krieges, als Lord Beresford, der stolze Englands Mittelmeerflotte befehligte, ernsthaft erklärte, man müsse die Kruppwerke in die Luft sprengen und den Nord-Ostsee-Kanal an Dänemark geben. Und Lord Curzon, der frühere Vizekönig in Indien war, sprach den herzinnigen Wunsch aus, daß indische Reiter demnächst in den Straßen Berlins ihre Rosse tummeln und daß Ghurkas auf den Petersdomer Rasenflächen sich's bequem machen mögen. Dazu bejauchzte ein ganzer Chorus namhafter und namenloser Narren brüllend den Vormarsch der Kosaken. Als höchstes Ziel der Menschheit ward's gepriesen, daß Asien künftig schon bei Insterburg, schon am Nordhang der Karpathen beginnen solle.

Jetzt aber reichen die Grenzen Europas bis über Warschau hinaus. Mit Blut und Eisen werden sie in den Boden gerammt, der nun wieder zur europäischen Kulturgemeinschaft gehört, in diesen uralten Boden, der niemals den zerstörenden Fußtritten der Moskowiter hätte unterthan sein dürfen und der nun befreit ist von barbarischer Büttelherrschaft. Mit Blut und Eisen werden die Grenzen Europa's ostwärts geschoben, immer weiter, so weit, daß Kosakenrohheit nun nicht mehr herüberlangen kann zu den kostbaren Gütern unserer Arbeit. Das ist das Ergebnis dieses einen Jahres. Und es ist, inmitten der allgemeinen Anfeindung, der Sieg des Geistes.

Niemals in diesem Kriege ist unsere Glaube an die Siegkraft Macht des Geistes mehr gewesen. In manchen schweren Stunden war dieser sehr Glaube eine Stütze und ein Halt. Ostpreußischer Boden, galizischer Gefilde lag verstampft und verwüstet und gab ein Bild all der Schrecken, die der Kulturwelt drohen, wenn der Kosake einbricht auf die eigenen Gaue. Wie würde Europa eine moskowitische Sturzflut überstehen? Zertrampelt und verwüstet wäre die Arbeit von Jahrhunderten, mißhandelt und geschändet jegliche Freiheit, entehrtet Menschenwürde, und die Rechte persönlicher Selbstbestimmung, die kostbaren Güter unserer Menschenwürde, alles, was wir in langen mühsamen Kämpfen errungen haben, das würde geplündert gleich den galizischen und ostpreußischen Städten. Daß solch unermeßliches Unglück geschehen könne, niemals, auch nicht in den dunkelsten Tagen, die dieses Kriegsjahr uns brachte, haben wir es wirklich gefürchtet. Gerade wir, in Wien und Oesterreich wissen ja, daß schon so manche asiatische Sturzfluth an der Mauer unseres Widerstandes zerschellt ist. Immer haben wir Vorwacht gehalten und die Kulturwelt mit unserem Arm vor dem Anprall der Barbarei geschützt. Immer sind wir es gewesen, die Europa retteten, wenn es von Osten der bedroht war. Wir würden es auch diesmal wieder retten. Das war unser fester Glaube. Der Tag von Warschau hat ihn glorreich erfüllt.

Was jetzt geschah, wiederholte scheinbar die Geschehnisse der Vergangenheit. Heute wie einst sind wir Europas Bollwerk, und wie einst bewaffnet auch heute dies wunderliche Europa die rohen Horden des Ostens gegen uns. Aber was einstmals der Sonnenkönig Ludwig aus Eifersucht gegen das habsburgische Haus versuchte, haben jetzt ganze Völker, haben die bürgerlich republikanischen Franzosen und die königlich englischen Republikaner wider uns angezettelt. Und was vor Zeiten ein frivoler Kniff gewesen, heute ist es der blanke Irrsinn einer Welt, die eben nur deshalb, weil sie vor zwölf Monaten den Verstand verloren hat, noch nicht weiß, daß sie einfach selbstmörderisch handelt.

Immer noch ist das Russenreich in allen seinen Bezirken ein anderer Erdtheil als unser Kontinent, der alte. Immer noch ist der russische Mensch in seinen Tiefen uns fremd, und in seinen Höhen feind. Zu dem französischen, zum englischen und zum italienischen Bauern giebt es für uns viele Brücken des Verstehens. Ihm sind wir durch historische und kulturelle Gemeinsamkeiten verknüpft, die selbst der blutigste Krieg nicht ganz entzweireißen kann. Vom russischen Bauern wissen wir nichts, als das, was uns die Literatur von ihm erzählt. Wir verstehen ihn nicht, weder seine stumpfe, sklavische Unterwürfigkeit, noch seine thierischen Laster, weder seine maßlose Brutalität, noch seine weichmüthig unerschöpfliche Geduld, weder seinen Hang zur Sektiererei, noch seine Anfälle von Mystik. Wir bewundern die großen russischen Dichter, aber unsere künstlerische Begeisterung vergißt gewöhnlich, daß eine Kluft zwischen uns ist, breiter und tiefer als die Kluft, die wir jetzt, während des Krieges, zwischen uns und den Dichtern aller anderen Sprachen entdeckt haben. Was uns an der russischen Kunst, an russischer Musik, an russischer Malerei und Dichtung, an ihrer Schauspielerei, ihrem Gesang, ihrem Tanz, an jedem einzelnen, tief mit Echtheit gefärbten Akzent, den wir von Russen vernehmen, was uns da immer bis zum Hingerissensein entzückt: der Eigenwuchs, hätte uns längst schon aufmerksam machen sollen, daß wir hier einer anderen, einer fremden Welt gegenüberstehen, die völlig in sich abgeschlossen ist und mit der europäischen Welt nichts zu thun hat.

Auch nichts mit ihr zu thun haben will. Man kann als Engländer und Franzose sagen, daß man gegen das Deutschland Beethovens und Goethes nicht Krieg führt, kann als Deutscher sagen, man führe gegen das Frankreich Voltaires, gegen das England Shakespeares, auch gegen das Rußland Tolstois keinen Krieg. Der Russe aber, der echte Russe, kann uns diese Höflichkeit nicht zurückgeben, nicht einmal diese! Denn selbst im Frieden kämpft er gegen den Westen, kämpfen seine geistigen Führer gegen Europa. Tolstois erste Streitschrift führt den Namen von Beethovens Kreutzer-Sonate im Titel. Seine letzte ist wider Shakespeare gerichtet und der alternde, zu Mütterchen Rußland heimkehrende Dichter der Kreutzer-Sonate macht ebensowenig ein Hehl aus seiner Feindschaft gegen Beethoven, wie nachher der als Muschik verkleidete Gutsherr von Jaßnaja Poljana aus seinem Widerwillen gegen Shakespeare ein Geheimnis macht. Leo Nikolajewitsch Tolstoi, Graf, Kammerjunker, Gardeoffizier, Lebemann und mit europäischer Eleganz gefirnißter Kavalier, legt all den Glanz ab, der eben doch nur Firnis war, reißt sich den bunten Mummenschanz vom Leibe, damit der Russe zum Vorschein komme und sonst nichts als der Russe. Alles andere ist ihm Verirrung, die er vergessen möchte. Er haßt den seinen Iwan Turgenjew, der Jahre in Frankreich eingelebt hat, der im Kreise Flauberts und bei den Goncourts verkehrt. Nichts kann bezeichnender sein, als jenes Mittagessen in Moskau, zu dem Tolstoi den heimkehrenden Turgenjew einlädt, um ihn zu schuhriegeln und ihm wegen der in Paris verbrachten Jahre eine glühende Bußpredigt zu halten. Erst wie dann auch Turgenjew zerknirscht und von Reue zerrissen sein russisches Herz entdeckt, fallen die Beiden einander schluchzend um den Hals. Dostojewski aber ist unerbittlich und verzeiht dem alten Turgenjew nie. Denn Fedor Dostojewski, den wir als den Shakespeare des Romanes verehren, Dostojewski, der die Knutenjustiz am eigenen Leibe erfahren hat, der unterm Galgen stehen und allen Jammer sibirischer Gefangenschaft unschuldig als ein Opfer zarischer Willkür erleiden mußte, Dostojewski hat nicht ruhiger gelitten als Russland und russische Art, hat alle Wunden mit Geduldsheil ab und heilt Europa freundlich.

Und die gebrechliche Politik von Gesellschaftsordnungen, die nach heuchlerischen Phrasen ausbreitet und ebenso zu verhüllen gewohnt ist, vermag es die internationalen Mißgeschicken und Sorgen zu glauben und erkennt ihn mit zu den Ehren gen Europäern. Nur die Vergeßlichkeit und die aus Erfahrung so wenig wie auf der Geschichte zu lernen imstande sind, haben heute vergessen und verdrängt, daß dieses Volk erst vor zwei Menschenjahrhunderten in die mehr als tausendjährige europäische Gemeinschaft eintrat. Vor fünfzig Jahre sind es kaum, daß dieses Volk aus der Hörigkeit seiner Leibeigenschaft entlassen wurde. Vor heute lebten Menschen unter ihm, die als Sklaven geboren wurden. Knechtischer Sinn buckt sich heute noch im Blut dieses Volkes. Heute noch wird es von grausamen, feigen, tückisch